Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 24

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644872

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 6

Thea hatte sich die Freude aufgespart, die drei Menschen, die draußen voller Todesangst warteten, zu benachrichtigen und zu sehen, wie Erlösung auf ihren Gesichtern erstand.

„Und heute Abend dürfen Sie sie vielleicht einmal von der Tür aus sehen", versprach sie und fuhr fort, „jetzt aber gehen Sie erst einmal essen, drüben im Lokal. Sie sehen alle ganz blaß aus und haben gewiß seit gestern nichts in den Magen bekommen."

Sie gingen auch essen, aber nach einer halben Stunde waren sie wieder zurück und warteten wieder, bis Krusius kam.

„Da ist er! Ich kenne ihn nach seinem Bild. Das ist Professor Krusius."

Hermann Wendler flüsterte den anderen diese Worte zu. Krusius war von einer Schar Studenten umgeben, mit denen er angeregt chirurgische Fragen erörterte, aber Mutter Ulrich achtete nicht darauf. Sie ging auf ihn zu, bis sie dicht vor ihm stand, und dann sagte sie, wer sie wäre.

„Fräulein Doktor hat uns schon gesagt, daß unser Mädel leben wird. — — Daß Marie wieder ganz gesund wird, Herr Professor", sagte sie. „Entschuldigen Sie die Störung — aber, wir wollten nicht fortgehen, ohne Ihnen zu danken, Herr Professor", sagte sie. „Möge Gott Ihnen vergelten, was Sie für uns getan haben!"

Thea sah Krusius in diesem Augenblick an, und er schien ihr in ihren Augen zu wachsen. Sie bewunderte ihn, und, wenn sie jetzt an seiner Stelle gewesen wäre, hätte sie diesen Augenblick für einen der schönsten und höchsten gehalten, die ein Menschenleben gewähren kann.

Er aber blieb, wie er immer war, bescheiden, ruhig und in sich gekehrt, und er lächelte nur freundlich mit etwas geneigtem Kopf.

„Ja", sagte er, „in ein paar Wochen haben Sie sie wieder."

Er reichte ihr die Hand, nickte ihr zu und ging vorüber mit seinen Studenten, von denen er sich dann auch gleich verabschiedete. —

Draußen vor der Klinik wartete Charlotte Berkenfeld in ihrem Sportwagen auf Professor Krusius. Sie sah ihm erfreut entgegen und öffnete die Tür.

„Du siehst mich so überrascht an, Bernhard", rief sie, „hat man dir nicht gesagt, daß ich dich abhole, ich habe doch angerufen."

„Nein", erwiderte er. „Hast du hier in der Klinik angerufen?"

„Ja, gegen elf Uhr. Und eigentlich war es unverschämt von dem Hausmeister, mich nicht mit dir selbst zu verbinden. Ich habe ihm auch gehörig meine Meinung gesagt."

Charlottes Stimme wurde schon wieder gereizt.

„Der Hausmeister kann nichts dafür", erwiderte er ruhig. „Ich hatte heute früh eine Operation und war daher telephonisch nicht zu erreichen."

„Man hätte dich aber wenigstens rufen oder benachrichtigen können", meinte sie. „Das gehört sich so, und einen Augenblick hättest du sicher auch Zeit für mich gehabt."

„Mitten in der Operation?" sagte er, sie verständnislos ansehend.

„Warum nicht?"

Ihr fiel sein Entsetzen über ihre Zumutung gar nicht auf, und sie fuhr lebhaft fort.

„Heute Mittag und heute Nachmittag bist du doch wenigstens frei?"

„Ja ... das heißt bis drei Uhr. Dann habe ich Sprechstunde, und um fünf Uhr muß ich wieder in der Klinik sein."

„Gut, dann wenigstens bis um drei Uhr. Wir gehen in der Stadt essen und dann spielen wir Tennis bis um dreiviertel drei. Ich bin so aufgeregt, Bernhard. Heinz ist nämlich ganz unerwartet gekommen ..."

„Heinz?"

Charlotte setzte den Wagen in Gang, fuhr an und beobachtete ihren Verlobten kurz von der Seite.

„Du sollst Heinz nicht kennen? Ich habe doch oft genug von ihm erzählt", sagte sie. „Heinz Röttgers, der Sohn von Guido Röttgers, Metallwarenfabrik. Wir waren als Kinder Nachbarn, und, als er vierzehn war, hat er geschworen, daß er mich und niemand anders heiraten würde. Ulkig, nicht wahr? Die letzten Jahre war er immer im Ausland als Vertreter der Firma."

„Du, Bernhard, ich warne dich! Er sieht fabelhaft aus. Jung, elegant und hübsch. Ich habe ihm natürlich alles gesagt über uns, und daß wir heiraten wollen. Er hat bloß gelacht und es scheint, als ob er mich so ganz kampflos nicht aufgeben will. Bist du nicht eifersüchtig?"

Er sah sie an und sagte lächelnd.

„Nein, Charlotte. Eifersüchtig bin ich nicht. Warum? Ich weiß, daß er nicht die geringste Aussicht hat. Stimmt's?"

Charlotte lachte.

„Solange du gut zu mir bist und deine Klinik mir nicht vorziehst, solange nicht", erwiderte sie. „Auf jeden Fall bin ich gespannt auf den Augenblick, wenn ihr beide zusammentrefft."

Während sie weiterfuhren, erzählte sie von einem entzückenden kleinen, roten Hut, den sie irgendwo in einem Geschäft gesehen hatte. Sie wollte ihn aber nicht kaufen, ohne nicht vorher Bernhards Meinung gehört zu haben. Dann kam sie auf Theaterkarten zu sprechen, die auch noch abgeholt werden mußten und auf einen Wochenendausflug, an dem er unbedingt teilnehmen sollte.

Alles drehte sich um sie selbst, und sie wurde gleich ungeduldig, wenn er einmal nicht aufpaßte, und er mußte sich mehrmals entschuldigen.

In Wirklichkeit waren seine Gedanken ganz wo anders. Er dachte an die Operation, die er vor wenigen Stunden vorgenommen hatte. Ein vollkommener Erfolg. Keine Bedenken für die Zukunft. Der hübsche Lockenkopf würde wieder lachen, die braunen Augen sehen und sich freuen. — Vorausgesetzt, daß bei der Nachbehandlung kein Fehler unterlief.

Er mußte nachher in der Klinik anrufen und Kollegin Hansen auf verschiedene Einzelheiten aufmerksam machen. Vor allem waren die nächsten vierundzwanzig Stunden kritisch. Alle Vorkehrungen gegen etwaige Komplikationen, die niemand vorausahnen konnte, mußten getroffen werden. In Krusius lebte nur der Arzt und Menschenfreund, während Charlotte von ihren kleinen Sorgen plauderte.

Sie hielt den Wagen an vor dem Lokal, in dem sie essen wollten. Krusius war ihr beim Aussteigen behilflich, und verschiedene Passanten sahen sich nach ihnen um. Professor Krusius war bekannt, und überall lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich. Charlotte war sehr stolz. Es war schön, Aufsehen zu erregen. —

* * *

Es verging erst eine ganze Zeit, bevor es endgültig feststand, daß Marie Ulrich außer Lebensgefahr war. Zu einem Rückfall war es nicht gekommen. Von dem Tage, an dem die Patientin ihr Bewußtsein zurückerlangte, schritt ihre Besserung langsam, doch sicher fort und es war eine Freude, dieses Aufleben mitanzusehen. Anfänglich hatte sie noch nicht sehen können und dann auf einmal den großen Uhrzeiger an der Wand zu erkennen vermocht. Schließlich kam der Glückstag, an dem Marie zum erstenmal eine Zeitung mit beiden Augen lesen konnte. Und nicht das allein, auch die schrecklichen Kopfschmerzen waren völlig verschwunden. Kein Wunder, daß Marie Professor Krusius aus tiefstem Herzen dankbar war und ihm eine schwärmerische Verehrung entgegenbrachte.

Sie wollte alles von ihm wissen und vor allem interessierte sie seine Verlobte. Fräulein Doktor Hansen hielt sie auf diesem Gebiet für besonders unterrichtet, und Thea mußte ihr daher eines Tages genau beschreiben, wie Charlotte Berkenfeld aussah. Marie hörte mit großer Andacht zu.

„Ist sie sehr hübsch?" fragte sie.

„Ja — — — sehr."

„Und nett?" fuhr die Kranke fort. „Ich meine, ob sie für einen so berühmten und großen Mann die richtige Frau ist?"

„Man sagt es. Sie stammt aus einer sehr reichen Familie, und sie ist wie eine Prinzessin aufgezogen. Professor Krusius liebt sie sehr."

Marie holte tief Atem.

„Dann ist ja alles gut", sagte sie. „Eine Prinzessin — — die verdient er auch."

Thea lächelte und sagte dann:

„Und nun eine Extraüberraschung, Fräulein Ulrich. Professor Krusius hat mir das aufgetragen. Runter mit dem häßlichen Verband."

Die Schwestern kamen und halfen.

Marie biß tapfer die Zähne zusammen. Für Professor Krusius war sie zu jedem Opfer bereit.

Als alles vorbei war, brachte eine der Schwestern den Spiegel.

„Nun — — was sagen Sie jetzt?" fragte Thea, Marie Ulrich lächelnd zuschauend. „Es sieht schon viel besser aus, nicht wahr?"

Marie lachte. So ganz zufrieden war sie nicht, und ihr braunes Stoppelhaar kam ihr recht komisch vor. „Auf jeden Fall ist es besser geworden", meinte sie. „Ich glaube, Hermann hat gedacht, ich sehe aus wie eine Mumie."

„In Zukunft wird er das nicht mehr denken", schloß Thea lachend.

Sechstes Kapitel.

Einige Minuten nach sieben Uhr abends verließ Dr. Thea Hansen die chirurgische Abteilung der Klinik. Karl, der Fahrstuhlführer von der früheren Abteilung, kam ihr entgegengelaufen.

„Fräulein Doktor", rief er schon von weitem, „es ist etwas bei uns abgegeben, ein Brief. Ich wollte ihn gerade bringen."

„Das ist nett von Ihnen, Karl. Vielen Dank."

Thea nahm den Brief in Empfang und öffnete ihn zu Hause. Er war von Herbert Medow.

„Um mein Versprechen zu halten", lautete der Brief, „will ich nicht nur schreiben, sondern mir erlauben, Sie um eine Unterredung zu bitten. Da ich Ihre Wohnung nicht weiß, werde ich um halb acht Uhr vor der Klinik warten. Vielleicht können wir in der Stadt zusammen essen gehen, vorausgesetzt, daß Sie sich auch heute noch meiner Begleitung nicht schämen. Falls Sie nicht kommen sollten, weiß ich ja Bescheid, was das zu bedeuten hat."

Der Brief war nur mit seinen Anfangsbuchstaben gezeichnet. Thea zögerte nicht, sie war rasch fertig, und es ging heute schnell, nicht, weil sie besonders gern fortgegangen wäre, sondern, weil sie sehr gespannt auf das war, was ihr Herbert Medow mitzuteilen hatte.

Um halb acht Uhr war sie vor der Klinik, und Herbert Medow kam ihr von der anderen Seite her entgegen.

Er sah wie verwandelt aus. Er trug einen neuen blauen Anzug und einen neuen grauen Hut. Seine Schuhe sahen neu aus — es schien ihm also ganz gut zu gehen. Er riß den Hut vom Kopf, und Thea streckte ihm freundlich die Hand aus.

„Vorhin habe ich Ihren Brief erhalten", sagte sie, „ich bin nämlich jetzt in der chirurgischen Abteilung. Ich bin gleich gekommen und freue mich, gute Nachrichten zu hören."

„Gute Nachrichten?"

„Ja, nach dem äußeren Glanz zu urteilen", lachte sie. „Sie müssen eine beneidenswerte Stellung gefunden haben."

„Ich?" Er schüttelte den Kopf. „Darüber werde ich Ihnen später erzählen", fuhr er fort. „Sie werden mir doch das Vergnügen nicht abschlagen, Sie in ein Lokal zum Abendessen einzuladen, nicht wahr?"

„Wir können auch irgendwo eine Tasse Kaffee trinken", schlug sie vor.

Davon wollte er aber nichts wissen. Er sagte, er habe sich so sehr darauf gefreut, mit ihr essen zu gehen, und er bäte sie, ihm keine Enttäuschung zu bereiten. Thea sagte dann auch zu, betonte aber, daß sie um zehn Uhr zu Hause sein müsse, da sie am nächsten Morgen sehr früh in der Klinik ihren Dienst antrete.

Herbert Medow war damit einverstanden, er winkte eine vor der Tür der Klinik parkende Autotaxe herbei, und sie fuhren nach einem sehr ruhigen und exklusiven Lokal in der Stadt. Thea war erst einmal hier gewesen, sie bevorzugte sonst preiswerte Lokale.

Sie wählten einen Platz in der Ecke, wo sie ungestört sprechen konnten. Das Essen war ausgezeichnet, und als sie dann beim Mokka saßen, kam Thea auf die Frage zu sprechen, die sie am meisten interessierte, und sie erkundigte sich, wie er so rasch eine glänzende Stellung bekommen hatte.

„Ich habe gar keine bekommen", gab er zu.

„Aber ..."

„Sie haben es vermutet", erwidert er, „weil Sie mich ganz verändert sahen. Es ist aber nicht so. Meine Mutter hatte noch etwas Geld auf ihrem Sparkassenkonto, das habe ich ausgezahlt erhalten, weil ich als Erbe eingesetzt bin. Und da habe ich mich erstmal neu eingekleidet und mir gedacht, wie schön es wäre, mit Ihnen in einem guten Lokal zu sitzen. Ich habe mit Absicht gerade dieses ausgesucht, weil es das beste ist."

„Das beste", stimmte Thea bei, „aber auch das teuerste."

„Die Ausgabe spielt keine Rolle", sagte er. Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Wohin sollten wir sonst gehen?" Ich war Ihnen das schuldig. Und außerdem ... Man fühlt sich so allein und will doch einmal mit einem vernünftigen Menschen sprechen."

„Und dafür halten Sie mich?"

Sie sahen sich an über den Tisch, und es schien, als ob der bittere Zug um Herbert Medows Mund verschwunden war.

„Ich freue mich, daß Sie wirklich gekommen sind", sagte er, „man wird ein ganz anderer Mensch in Ihrer Begleitung. Sind Sie gern gekommen?"

„Was Sie alles wissen wollen", meinte sie lächelnd. „Ja, ich bin gern gekommen."

Fortsetzung folgt.